

Motorenvodoo

von Brigitte Uttar Kornetzky

Der Schlaf gebiert Ungeheuer. Leben in Mauretanien im Ausnahmezustand, ein halbes Jahr nach dem Regierungsputsch.

Die letzten einhundert Kilometer in Richtung Süden, sechzig Kilometer hinter der Grenze zwischen Marokko und Mauretanien verlaufen für uns im Schneekentempo. Wir verlieren Kühlwasser. Nun liegen wir zwangsläufig in einem Camping am Stadtrand von Nouadhibou, der Hauptstadt Mauretanien, angespült wie Schiffbrüchige, porös und müde der Verhandlungen, zwölfhundert Kilometer bevor in Richtung Süden die Sahara Occidental an der Grenze zu Mali endet. Seit vier Wochen warten wir auf dem gleichen, sandigen Fleck, mit ausgebautem Motor, der wie ein geschlachtetes Lamm neben dem Ort seiner Bestimmung liegt. Der Camping ist ein Umschlagplatz für Abenteurer und Glückssucher, für Frühpensionierte, Rastlose, Hellerjäger, und jene, die noch gar nicht wissen, wohin die Reise geht, zu denen möglicherweise wir gehören. Das Schicksal, gehüllt in den Stoff der azurblauen Händler in fliegenden Sandalen, hat seine schwarzen Augen auf uns gerichtet. Was haben sie mit uns vor? Wir werden Geduld geprüft, zurecht gebogen, eingefügt in den Plan Allahs, der bedeutet warten, vertrauen, bezahlen?

Unsere Bedürfnisse sind empirisch einfach. Wir warten auf eine Zylinderkopfdichtung, die von Deutschland aus einen ungewollten Umweg über Johannesburg nach Dakar und zurück genommen hat, und vor drei Tagen unversehrt eintraf; wenn auch in afrikanischer Verpackung zwischen zwei dicke Kartons gelegt, ist die notdürftige Verklebung nicht gerissen. Was unter normalen Umständen Grund zur Freude ist, hat sich nur in dumpfe Erleichterung verwandelt. Kaum einen Gegenstand mag ich mich je erinnern, heißer ersehnt zu haben. Nun liegt das ellenlange Dichtungsteil mit den unregelmässigen, weich geschwungenen Löchern, durch die das rotkarierte Tischtuch lugt wie eine Burleske, vor mir auf dem sicheren Altar der Hoffnung aufgebahrt, flach und mit blinkenden, Messing farbenen Metallrändern, wo es weder herunterfallen noch verbiegen kann; che bello, bestätigt ein Italiener neugierig und sichtlich vom Tischtuch angezogen, der den gleichen Motor fährt wie wir und so etwas noch nie gesehen hat. Allein, es fehlt am Mechaniker, der aus dem Süden von Nouakchott kommend, morgen hier eintreffen soll. Den Tagen der Verzweiflung ist ein Ende abzusehen; ein weiterer Tag, zwischen tobenden Hunden hinter fliegenden Bällen und Stöcken und im Sand wirbelnden Kindern zwischen all dem Müll und Gestank im Souk und dem unausweichlichen Händlerblau nimmt seinen Lauf.

Ein Reisender sucht ein Ersatzteil, ein anderer will seinen mitgebrachten Kleiderberg, den er auf der Motorhaube aufgetürmt hat, und die Schreibmaschine der Grossmutter verhandeln gegen einen Radwechsel; ein weiterer tauscht am immer geöffneten Schwarzmarkt unter blauen Kaftanen seine Landeswährung in Nähmaschinen, und gegenüber werden Motorengeschäfte abgeschlossen, die in westlichen Breitengraden keinerlei Chance haben auf einen Eigentümerwechsel. Eine Hand wäscht die andere, ein Fahrzeugteil wird in ein anderes ausgewechselt. Europas Müll findet die letzte Ruhestätte im ewigen Sand. Der Wind jagt den Sand den Hunden hinterher. Der Autohandel floriert und steigert sich in höhere Dimensionen als anderswo im Land. Dem Taxigeschäft dient alles, was vier Räder hat und sich von der Stelle bewegt, egal wie, gleich wohin; so finden in einem normalen Personenwagen nicht selten neun Personen Platz, hinten fünf und vorne vier, Babys zählen nicht. Phantasie und Zeit sind keine Grenzen gesetzt, dem einzigen Kapital der Mauretanier, die unermüdlich den leeren Magen durch den Kopf spielen lassen wie eine Gebetskette. Vom Mercedes aller Klassen über selbst

gebastelte Busse und halbierte Wohnmobile, die auf Lastkraftwagen montiert sind, wird jeder fahrbare Untersatz bis aufs Mark geprüft, bevor es darum geht, das restliche Dasein zu fristen in der Wüste und unter freiem Himmel. Träumen oder wachen wir. Das Erwachen wird von Tag zu Tag ernüchternder, je weiter wir in den Schlund dieses Treibens geraten. Eine Problemlösung dauert vier Wochen, das nächste Problem steht in wenigen Stunden, gar Sekunden vor der Tür, und dauert wer weiss wie lange, gelöst zu werden. Und weil Probleme Geld bringen, hat jeder Zeit, sich lange Lösungen einfallen zu lassen. Philip ist müde vom Frage und Nicht-Antwort-Spiel, ich halte mich zäh und jenseits der französischen Welt. Wir kommen in die fünfte Woche des Wartens.

Mit grossen, leeren Augen starre ich durch das einströmende Gegenlicht, das zwischen den halb geöffneteten Vorhängen hervorquillt. Der Morgen nach dem Morgen danach. Ein Hund rennt wie ein gehetzter Schatten in regelmässigen Abständen durch das sandweisse Bild, von links nach rechts, von rechts nach links, gefolgt von einem noch kleineren Gefährten, der ihn jagt. Die Dynamik des Ausnahmezustands wächst mit den Hunden, hält uns in Bann, nimmt uns gefangen in den Grottesken des Wartens. Motorengeräusche aller Art, ob stotternd, stockend, oder hochtourig aufheulend, zehren an den Nerven und erinnern unangenehm an unseren Schiffbruch. Der Geschmack nach Müll auf der Zunge vertreibt die Lust aufs Frühstück. Die Augen tränen vom weissen Licht, vom zu früh geweckt werden, vom Sandstaub, der sich in den trägen Gedanken fest setzt wie Blei und diesen Wahnsinn poliert. Steckbriefe purzeln mir durch den Kopf. Was macht man, wenn einer fehlt, wo ist der Gewinner, oder sind wir alle auf der Looser-Seite, die Trophaen an der Wand? Mitten im Lichtschlitz positioniert sich ein weiterer Deutscher. Der alternde, hinkende Hund führt seinen Herrn mit dem Gesicht einer Ziehharmonika, einer Mülltüte in der Hand und der Hundeleine um den Hals gewickelt, unentschlossen von einer Mülltonne zur anderen, als ob er diesen kleinen Ausgang nötig hätte, oder einfach nur, um in ein Gespräch verwickelt zu werden oder sich anschauen zu lassen von der Morgensonne und den Early Birds in den wehenden, lichtblauen Gewändern, die bereits auf dem Platz sind und ihren Tagesgeschäften entgegeneilen, und ihrerseits den x-beinigen betagten Herrn in kurzen Hosen nach einem möglichen Geschäft abschätzend beobachten. Er ist Rentner und zeitlebens Lastwagenfahrer gewesen. Nun reist er allein, seine Frau bleibt lieber zu Hause. Er habe noch einen anderen Camper zu Hause, aber er reise eben lieber mit diesem, auf den schwarzen, aufgebauten Peugeot deutend, aus dessen offener Türe den Eingang schützend, ein grosses rotes Handtuch baumelt mit einem schwarzen Stier, welches er in Ales auf einer Corrida erstanden hat, wo es doch die Besten gäbe; Stiere, erinnere ich mich Stirn runzelnd, doch er meint Weiblichkeit; seitlich an den Ständen des Kolosseums, wo man die schönen Sachen alle kaufen kann und danach gut essen. Breites Grinsen legt sich auf sein Ziehharmonikagesicht. Meine Gedanken entgleiten mit *Band on the run*, das aus der Lautsprecherbox rockt neben der Toilette, quer zum Morgen Allah Akbars, der uns unser Los zuweisen wird oder auch nicht. Wenn Gott im Sand steckt, hat er den Pakt geschlossen mit dem Teufel, Seite an Seite, Korn um Korn. Später erzählt mir unser neuer Leidensgefährte Harald, der sich seit zwei Tagen auf dem Platz eingefunden hat, dass ihn der alte Deutsche in Pornogespräche verwickeln wollte hinter seinem roten Handtuch.

Ein Land für Aussteiger, Geschäftemacher, für Abenteurer oder Einsteiger in Abenteuer, oder solche, die das Abenteuer mit dem Geschäft verbinden. Und alle sind reich und arm zugleich. Die einen ziehen von Norden nach Süden, die anderen umgekehrt. Der Tourismus hat die guten Sitten des Landes bereits verdorben. Seit die Nord-Süd-Tangente fertig gestellt ist vor wenigen Monaten, angeblich aus privater Initiative, ist dem den Reisestrom begleitenden Guides und Händlern keine Grenze und dem Wucher kein Ende gesetzt.

Ich öffne die Vorhänge. Die Augen fassen die ersten klaren Konturen. Wir haben neue Nachbarn. Heute ist der Tag des Herrn. Wir erwarten unseren Mechaniker. Gegenüber vom Platz hat ein Trupp aus Plymouth-Banjul-People mit zwölf seltenen Automodellen über Nacht seine Zelte aufgeschlagen. Gespickt mit Werbeplakaten allerlei Sponsoren und Investoren aus England für Afrika stehen die schönsten der teilweise dreissig jährigen Modelle aufgereiht nebeneinander wie Geschöpfe aus einer

anderen Welt. Auf den Dachträgern Reifen, Fahrräder, Rohrleitungen, Benzinkanister und Ersatzteile aller Art, Größenordnung und Buntheitsgrade, verschnürt mit dem Rest der Vehikel, die man unter der Dachlast gerade noch ahnen kann.

Ein Berliner, der hinter uns sein amifarbenes Zelt aufgeschlagen und erste Wäsche zum Trocknen aufgehängt hat, erweckt einen recht gefährlichen Eindruck mit Amihose und Buschmesser im Gürtel, schwarzem Turban und Wochenbart; Ex-DDR-Flüchtling mit zweiundzwanzig, seither viel gereist. Mit flammenden, stahlblauen Augen erzählt er mir Tage später seine Erfahrung im Stasigefängnis, in dem er eineinhalb Jahre gesessen hat. Schreiner sei er, habe noch richtig iutes Handwerk gelernt, aber das brauche heute kaum einer mehr, da die alten Villen alle restauriert seien; anderer Bedarf seien Fast-Food Möbel a la Ikea, damit wolle er nichts zu tun haben. So sei er ausgezogen in die Welt. Später bemerke ich, dass ich seine Gegenwart enorm genoss, was wohl an wieder aufflackernder Berliner Luft lag, die unversehens in meine Nase zog.

Auf der anderen Seite des Platzes schält sich eine Menschenansammlung aus dem Nichts, das spricht für Veränderung. Es dauert nicht lange, und unser Mechaniker mit seinem Sohn und einem Kollegen eilen über den Platz zu unserem Camper. Schneller als wir reagieren können, ist der Motor von den gegen den wehenden Sand schützenden Lappen und allerlei Plastik befreit und parat zum Einbau. Wie lange haben wir auf diesen Moment gewartet, nun geht es zur Sache. Das Kind hockt innen vor dem Motor, schätzungsweise nicht älter als acht Jahre, der Vater, vom grossen Samba genannt Le Jeune, liegt unter dem Wagen vor dem gähnenden schwarzen Loch, in das der Motor wieder eingesetzt werden soll. Der einbeinige Dritte, teilnahmslos ans Fenster gelehnt, schaut zu. Im Eifer des ersehnten Wiedereinbaus, der endlich eine Stange Geld verspricht, wird an den Ventilköpfen Russ abgeschabt, gekratzt und gepustet, bis mit Ratschen und allerlei Behelfswerkzeug von Schwindel erregender Herkunft die neue Zylinderkopfdichtung festgezogen wird. Mir wird bange, dem an den Zylinderköpfen herumschabenden Kind möchte ich das Kratzwerkzeug am liebsten verbieten, auch wenn ich kaum Ahnung habe von der Materie und zum ersten Mal die geheimen Windungen des Motors vor mir sehe, die ölüberquellenden Ventile, getränkt in der goldschwarzen sämigen Sauce, die uns tausende von Kilometern weit durch die Lande gestossen haben. Der Russ fällt in die schwarzen Öffnungen wie von einem angebrannten Blechkuchen. Dem klickenden Ratschen ist kein Rhythmus zu entnehmen, keine Systematik der Montage oder ähnlich Vertrauen erweckendes. Mein Verstand schlägt Alarm, doch was könnte ich in diesem Fall bewirken? Le Jeune sagen, dass sein Sprössling was falsch macht? Der würde ohnehin nicht auf eine Frau hören, schon gar nicht auf eine Weisse. Der Einbau verlangsamt sich, zieht sich über den ganzen Vormittag hin; mit der Kamera registriere ich von allen Seiten, die Gelegenheit ist günstig. Mit gutem Legitimationsgrund sind sie alle im Kasten, denke ich, und eigentlich bin ich bereits so verstimmt, dass ich die Kamera auf alles halte, was mir verdächtig erscheint. Davon gibt es mehr als genug, als es dann schliesslich ums Ganze geht. Der erste Test, die erste Umdrehung des Schlüssels in der Zündung, es kracht und funkts einen Höllenlärm aus der Maschine; blauschwarzer Rauch mit Furcht erregendem Rückfeuer, das von nun an kein Ende nehmen will.

Wie ich später erfahre, ist der Grund für das nachfolgende Dilemma eine falsch zusammengebaute Zündkerzenfolge, wobei die Reihenfolge der Zahlen direkt oben am Motor werksgemäss notiert ist. Jedermann weiss das; sogar ich selbst hätte mir einen Zusammenbau dieses eisernen Monsters zugetraut. Le Jeune muss Legastheniker sein. Immer wieder zündet und stöpselt er apathisch in der Dose und streicht sich über den kurz geschorenen Kopf; es knallt erbärmlich. Der Höllenlärm ist unerträglich; mit jeder weiteren Implosion riskieren wir, ein anderes Teil zum bersten zu bringen. Der ganze Innenraum stinkt nach verbranntem Auspuff, blauschwarz die Luft, unglücksgeschwängert. Aber Le Jeune zeigt keine Reaktion, zündet sich eine Zigarette an, und fingert weiter an der Verteilerdose herum, mit der linken Hand den Schlüssel in der Zündung betätigend, wieder und wieder wie ein nicht zündendes Feuerzeug, umringt von dem Einbeinigen und drei weiteren Schwarzafrikanern, die schweigend mit den Köpfen und Händen an den Fenstern hängen, abzuwarten

scheinen bis die funkende Hexenküche explodiert, und die brauchbaren Einzelteile in alle Himmelsrichtungen verteilt, oder aber einfach läuft und wir uns in Luft auflösen mögen.

Ich glaube, beides hat in dieser Kultur den gleichen Stellenwert. Ausprobiert wird alles mit allem, entweder es läuft und gut so, oder es läuft nicht, dann auch gut so; dann werden die Teile einfach anderweitig verwertet, Bedarf gibt es genug. Mir wird schwindlig vor Augen. Was, wenn sie bereits einiges ausgetauscht haben dort unten, weggelassen, ersetzt, wo keiner von uns hinschauen kann? Was, wenn der Tauschhandel gerade unter unserem Motor stattfindet? Was, wenn deren mechanisches Verständnis allein dazu dient, die guten Teile gegen unbrauchbare auszutauschen und anderweitig zu verwerten, sodass man erst nach einigen hundert Kilometern liegen bleibt und erneut einen Mechaniker braucht, womöglich mitten in der Sahara? Nicht auszudenken, Devisen, Devisen, mein Hirn brennt durch wie teile des vor sich hin verreckenden Motors, Schauder laufen über meinen Rücken, mir ist glühend heiß. Das kann nicht wahr sein. Die verkohlten, milchblauen Gase brennen in Augen und Nase, ätzen im Gesicht. Le Jeune's schwarzer, kurzgeschnittener Kopf versinkt in den blauen Gasen. Ich sage mehrfach Stopp, offenbar zu zaghaft angesichts des Höllenlärms. Irgendwann schreie ich Philip an, dass er dem planlosen Herumstöpseln ein Ende setzen soll, aber der ist wie paralysiert von dem Geschehen, versteinert in seinem Wunsch nach Vertrauen, das er stur aufrecht erhalten will wie die Fahnenstange der letzten Hoffnung, und steht fassungslos daneben; das geht über eine Stunde so. Ich bin am Rand der Toleranz, bis die Rückfeuerung derart drastisch wird. Kurz entschlossen ziehe ich den Schlüssel aus der Zündung. Schluss und fertig! Ich habe genug! Von diesem Verteilerdosengestöpselvoodoo habe ich endgültig die Nase voll. Die Plymouth-Banjul-People gegenüber machen bereits Witze ob des Ernstes der Lage, dass wir etwas verspätet seien für das islamische Neujahr, erzählt mir später unser deutscher Nachbar Harald, der das Geschehen mit anderen Zaungästen aus der Ferne beobachtet, es sei sehr beängstigend gewesen, aber sie hätten sich nicht einmischen wollen. Ihm hat ein Mechaniker in Dakhla eine falsche Kupplung verkauft, mit der er sich zwar fortbewegen konnte, ganze zweihundert Kilometer südlich, aber dann erneut liegen blieb und abgeschleppt werden musste. Seine Gegenwart ist ein wohltuender Beitrag zum Stelldichein der Gestrandeten und der Rastlosen auf diesem Platz. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Wie sich herausstellt, ist er Automechaniker, seit fünfzehn Jahren Afrikatourist und in Liberia verheiratet, wo er vor ein paar Monaten mit seiner Frau ein Stück Land gekauft hat am Meer. Aber in das Handwerk anderer wolle er sich nicht einmischen ohne gefragt zu sein. Ich verstehe. In Deutschland kann ich mit meiner Frau nicht leben, meint er nach drei Jahren des Versuchs, nun wollen wir es in Liberia versuchen. Für mich ist das dort einfacher, als für sie in Deutschland. Seine Augen funkeln, er habe eine Süßwasserquelle auf seinem Land, und wolle die nötige Elektrizität aus dem steten Wind vom Meer gewinnen. Das tönt gut. Für Momente erhellt sich Phils Gesicht. Leider sei der Sack Kartoffeln dem eisigen Wetter in den Pyrenäen zum Opfer gefallen, die er habe pflanzen wollen, fährt er fort, sie seien erfroren. Die Parallelen zu unseren Träumen sind erneut erwacht. Er träumt nun von Apfelbäumen in Afrika, und denkt über die nötige Winterruhe nach und eine Ballwurfmaschine für Schäferhund Leo.

Die vier Vodoomechaniker haben sich gemütlich auf dem Boden niedergelassen. Da ich sie unerwartet ihrer Arbeit entledigt habe, malen sie mit den schwarzen langen Fingern Kreise in den Sand. Zeichen des Protests? Ihren Gesichtszügen ist keine Spur der Entrüstung oder einer emotionalen Regung zu entnehmen. Die kurzen Wortwechsel unter ihnen zeugen nicht gerade von ermutigender Stimmung, zumal ich alles mit der Kamera notiere, jede Menge Beweise, Beweise. Als das Handy von Le Jeune klingelt, hängt er gleich wieder ein; die Kollegen, die auf der anderen Seite am Eingang des Platzes auftauchen, hängen ebenfalls ihr Handy ein, herbeigerufen, um den Freunden aus der Patsche zu helfen und sie abzuholen. Sogleich springen sie in ihre Schuhe. Ich protestiere, erfolglos. Eilig werden die Werkzeuge geteilt und sondiert. Der Einbeinige, der mir aus seltsamen Gründen sympathisch ist, hat bereits einen Diebstahlversuch im Camper auf dem Gewissen, ausgerechnet nach den dummen Schrauben, mit denen mein Schreibtischpult befestigt ist; ihn habe ich besonders im Visier, aber eigentlich hätte ich nur gern seine Geschichte gehört über den Verbleib seines Beines. Kommentarlos ziehen die Männer von dannen; zurück in die ölschwarzen Garagen der Nachbarstrassen, aus denen sie kamen,

Bericht zu erstatten dem grossen Samba, bei dem sie alle Arbeit gefunden haben und einen Hafen der Zugehörigkeit, der Mercedes heisst. Am Ende der Strasse, hinter dem Müll der Stadt und den Silos, warten sie Stunden später am Gleis, um auf den letzten Zug aufzuspringen, der sie zur Eisenmine bringt nach Choum; jenes einzigen Gleises, der die Barakenstadt mit der schwarzen Sahara verbindet, weit den Schlund in die noch schwärzere Nacht schiebend, Zug um Zug, Kran um Kran. Schwarz der Schwärze will, der Schlacke aus Eisen und Glut, den Willen der Schwärze zu brechen, sie weich zu machen gegen die Unerreichbarkeit der Sterne und die Unbeugsamkeit der Welt, kochend und speiend, vor dem goldenen Glanz einer Mondnacht in Nouadhibou, in der sich die Mädchen in tagblaue Seide gehüllt mit Sternstaub im Haar der Strasse zum Meer hin öffnen, wie sie sich winden und schwingen, und Gelächter aus ihren Mündern quillt wie Samen aus den Schnäbeln aufgeregter Tauben, die in den Morgen fliegen des Tages danach.

SAMBA

Schwarz wie Kaffee, mit blutunterlaufenen, glasigen Augen und schwarzem Cowboyhut, auf dem in weissen Lettern Cowboy steht, den er aus Louisiana importiert hat obwohl er die Staaten hasst und den Mississippi, bringt Samba seinen weissen Mercedes in einer wogenden Staubwolke zu stehen, schlurft über den Platz in Richtung Toilette, und ward nicht mehr gesehen.

Während ich unsere drei neuen lettischen Nachbarn zur Linken beobachte und sich meine Nerven bei dieser Beobachtung allmählich beruhigen, als der grösste unter den Kerlen mit weissem Häkelhäubchen auf dem Kopf nach allen Himmelsrichtungen genüsslich und mit geschlossenen Augen die Zähne putzt, den Kopf neigend nach links für die linke Zahnreihe, nach rechts für die rechte Zahnreihe, während auf der Frontablage seines Wagens, ein russisches Modell im amerikanischen Stil von 1965, der Teekessel steamt und die Scheiben vernebelt, haben unsere selbst ernannten Mechaniker bei ihrem rigorosen Voodooexperiment den Verteilerfinger ruiniert; wir brauchen einen neuen. Von Samba keine Spur. Telefone funktionieren plötzlich nicht mehr. Der Verzweiflung sind kaum Grenzen gesetzt. Heute ist der fünfte Sonntag in Nouadhibou. Die Letten verkaufen Phil die rettende Flasche Vodka in Orginal Wüstenabfüllung in Plastikflasche, die ihm geringe Hoffnung gibt, das Dilemma einigermassen unbeschadet zu überstehen. Einer der Typen ist mit dem Orient Express bis nach Sibirien gefahren, und beweist in seiner Erzählung einen ausgesprochenen Sinn für Komik, als er die französ. Rentner, die im Norden Afrikas überwintern, mit ihren Wohnmobilen beschreibt, wie sie sirrend die Satellitenschüsseln nach allen Himmelsrichtungen aufstellen, bevor sie sich auf dem Platz postieren, während sein Kollege aus altem Zeitungspapier eine neue Schuhsohle mit dem eigenen Fuss abmisst, und in Ermangelung einer Schere, die Ecken mit den Fingern umknickt und das lütte Papier im Schuh verstaut.

Philip traut den gebrauchten Ersatzteilen nicht, will lieber über einen anderen Mechaniker eine neue Verteilerdose besorgen lassen, von dem er sich auch einen besseren Preis erhofft. Samba`s Wucherpreis hat westliche Dimensionen erreicht, und das Mass an Toleranz überschritten. Doch als ob das jetzt noch eine Rolle spielt. Überzeugung mimend stimme ich dem Plan zu, einen anderen Mechaniker als Samba mit unserem Problem zu beauftragen, denn wir brauchen einen Mechaniker, der mechanische Probleme lösen und nicht herstellen kann. Ibrahim, Wolf im Schafspelz und ominöser Hüter des Campgrounds, ist überall zugegen, wo er ein Geschäft wittert und Not am Mann ist, um einen Fünfziger extra zu verdienen. Er bestellt uns kurzerhand den Mechaniker des Campings, der allerdings könne sich erst übermorgen ans Werk machen, denn morgen sei Feiertag. Ein weiterer Tag des Wartens und Hoffens geht ins Land.

Am Nachmittag des nächsten Tages erscheint der neue Mechaniker und Samba, den wir seit Stunden versucht haben zu erreichen, gleichzeitig am Platz. Wenn man sich mit dem Teufel verabredet, kann man ihn kaum verfehlen. Von allen Seiten bebt parkiert der Neue in gebührendem Abstand vor dem

schwarzen Zorn auf der anderen Seite des Platzes. Seinen handabweisenden Bewegungen ist eindeutig zu entnehmen, dass er mit Samba nichts zu tun haben wolle. Samba, in seiner Ehre als Chef de la cusine garage mercedes ob dem unerwarteten Wettbewerb restlos beleidigt, springt aus seinem froschgrünen Mercedes, schreit und fuchtelt und lässt niemand zu Wort kommen. Er bellt mit den Hunden um die Wette. Er steigt von einem Bein aufs andere und schippt mit den Sandalenspitzen Staubwolken in die Luft. Er besteht auf der Theorie der Austauschbarkeit der Zündkerzenkabel, das habe nichts mit dem Backfire zu tun, er besteht auf der Richtigkeit der Bestellung der Zylinderkopfdichtung, die habe nachweislich zwei durchgebrannte Stellen; er sei der Chef und lasse sich von niemandem ins Handwerk reden, und das Backfire-Feuerwerk sei normal. Er habe seine Education in Holland an Benzинmotoren gemacht, und er wisse genau, dass die Zündfolge keine Rolle spiele, danach habe er fünfunddreissig Jahre lang Dieselmotoren beim Militär repariert, er kenne alle Länder in Afrika; weiter spezialisiert habe er sich dann auf die örtlichen Dieselmotoren. Er wisse, wovon er rede. Das darf alles nicht wahr sein. Ich versuche mit ihm englisch zu reden, da hebt er erst richtig ab. Er lasse sich nicht ins Handwerk pfuschen und schon gar nicht die Arbeit teilen mit einem anderen. Das sei ein Mangel an Vertrauen. Dabei hat er sicher nicht unrecht, Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Warum mir ausgerechnet auf diesem schwarzen Kontinent all die weissen Sprichwörter in den Sinn kommen, die ich seit Jahren nicht mehr erinnert habe; es ist jedoch nicht die Schuld dieses Kontinents, vielleicht jener, die ihn besuchen. Ohne ein Wort zu verstehen und mit indigniertem Blick steht Le Jeune, der plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht ist, vor seiner grossen Verteidigung, und schnaubt die Nase in den Sand. Samba gerät ausser sich. Schnaubend, mit blutunterlaufenen Augen einer Dogge, stösst er immer wieder provozierend mit dem Finger an Philip's Schulter, der dabei jedes Mal ein Stück zurückweicht und diesen Gemischtwarenregen aus Rassenhass, verletzter Ehre und männlichem Stolz auf sich herabprasseln lässt, bis Samba wutschnaubend mit seinem Gefolge an Mechanikern und seiner blauen Werkzeugkiste in einer Staubwolke verschwindet. Nun waren's der Mechaniker bereits drei. Der eine kommt, der andere geht. Die schier nie versiegende Quelle von Automechanikern in Nouadhibou hat Goldgräberqualitäten.

Den ganzen Tag regnet es. Der neue Mechaniker des Campings will erst den Regen abwarten. Wir nickenverständnisvoll die Köpfe, selbstverständlich, den Regen abwarten, arbeiten in der Nässe ist nicht gut, nein, nein, wiederhole ich brummend, als es freundlich an der Tür klopft, um uns die frohe Botschaft zu überbringen, dass der Neue nach dem Regen seine Arbeit aufnehmen wird. Wir kochen Knoblauchsuppe mit Brotresten, die guten Regengeister zu vertreiben und die Kälte aus den Gliedern. Am Spätnachmittag lichtet sich die Lage. Alle Hoffnungen sind nun auf unseren neuen Mechaniker gesetzt, Mohammad der Vierte, genannt Waly. Waly ist gross und behutsam, mit sonorer Stimme erklärt er unser Problem im nu zu No Problem, klopft Philip auf die Schulter, don't worry, und legt Hand an den Motor, an dessen Weiterleben wir schon kaum mehr geglaubt haben. Jedoch der Motor ist zäher als wir dachten und scheint das Einbautrauma unbeschadet überstanden zu haben; zwar ist das noch nicht ganz bewiesen ist, aber wir wollen fest dran glauben; der Glaube heiligt die Mittel; was an Unglaublichkeit grenzt, war einen vollen Tag lang nackte Wirklichkeit. Im westlichen, ruhigen Tonfall der Überzeugung, wie es unseren müden Ohren schmeichelt, erklärt er kurzerhand, dass die Zylinderkopfdichtung nicht das Problem gewesen sei, die alte sei völlig in Ordnung, nachdem er sie eine Weile hin und her gedreht hatte, dass der Vergaser in Ordnung sei, und beschreibt nachträglich das Problem mit der Mutter, die an den zwei Kerben einrasten müsse, sonst hüpfte der Vergaserfinger immer wieder heraus. Nein, das sei es alles nicht gewesen, das Problem sei der Kühler selber. Dieser sei verrostet, schau mal, und deutet mir durch die Öffnung auf die rostbraunen Schlitze, die aus dem Dunkel der Öffnung hervortreten. In Zeitlupe rolle ich meine Augen in den langen Schlitz und zurück unter die müden Lider. Ich glaube an Spuk, an eine Multexistenz der Götter und an die Verwandlungskünste deren Lehrer, aber an nichts mehr, was mir einer dieser mechanischen Vodookünstler weismachen will. Die Zylinderkopfdichtung sei nicht das Problem gewesen und wir haben also vier Wochen umsonst verschwendet mit Warten?, das ist zuviel! Der Motor läuft, nun macht man sich am Kühler zu schaffen. Ich muss im eigenen Steckbrief meinen Namen nachlesen, muss die verbrannten Stellen an der Dichtung suchen, muss den Rat der Götter abfragen. Ich schüttle

entsetzt den Kopf und schalte die Kamera ab. Der Wahnsinn hat viel Namen, und abertausende Geschwister, aber nur einen Teufel. Die Stunde für eine Teepause ist gekommen. Ich überlasse das Feld den Männern, die zwischen Harald's Bus und unserem Mercedes hin und her springen wie die tollenden Hunde nach den Spielbällen auf dem Platz.

Mittlerweile wird zum zweiten Mal am Bus unseres deutschen Freundes und Leidensgenossen Harald das Getriebe ausgetauscht. Mit dem Gemüt eines alternden Rottweilers, der sein Revier kennt und während der Zähmung der Bestien im Lauf der Jahre seine Zähne abgeschliffen hat, steht Harald bei mir in der Küche, den Tee abwartend, ein wachsames Auge auf das Geschehen gegenüber gerichtet. Schief und überladen steht sein Bus im Sand. Bis nach Liberia zu seiner Frau will er damit fahren, beginnt er zu erzählen. Das hintere Rad sinkt tiefer in den weichen, sandigen Boden, und gerät in eine bedrohliche Schieflage. In Tanger hätten ihn die Marokkaner nicht einreisen lassen, so sei er den ganzen Weg von Tanger nach Freiburg wieder zurückgefahren und habe den Bus getauscht gegen einen anderen. Seit Mitte Dezember sei er unterwegs, nun ist Mitte Januar. Der benachbarte Engländer springt helfend mit einem Wagenheber zur Seite, das einzige Stück, das an gute europäische Wertarbeit erinnert. Er habe ein Stück Land gekauft, direkt am Meer, mit einer Süßwasserquelle. Er werde den dankbaren Blick seiner Frau nie vergessen. Aus dem steten Wind, der vom Meer her weht, wolle er die nötige Elektrizität gewinnen. Er habe zwanzig Jahre als KFZ-Mechaniker in einer Renault Werkstätte gearbeitet; aber das Leben in Deutschland wäre für seine Frau schwieriger als wenn er in Liberia lebe. Ich höre ihm angespannt zu und beginne gerade, die Ablenkung zu geniessen, als plötzlich draussen lautes Gescrei anhebt. Schnell, schnell, lauf, sage ich zu Harald, der bereits aus der Tür stürzt zu seinem Bus, der das Gleichgewicht verlor und unter lautem Gestikulieren der Männer gestützt wird auf der einen Seite, die von allen Seiten herbei gesprungenen kommen und sich gegen die Fallseite des Busses drücken, der in eine bedrohliche Schieflage geraten ist. Ein improvisierter Haufen Steine und übereinander geschichtetes Holz, das als Wagenheber diente, war weggerutscht im Sand, zusammengebrochen unter der Last, sodass das ganze Gewicht zusammenkrachte auf den unter dem Wagen liegenden Jungen, während dieser gerade von unten am Getriebe arbeitete. Dass er nicht bei lebendigem Leibe zerquetscht wurde, grenzt an ein Wunder; doch dazu ist der Dünne bereits zu dünn.

Vielleicht sechzehn, höchstens achtzehn Jahre alt ist er, und sie rufen ihn den Dünnen, Le Maegre; einen anderen Namen scheint er nicht zu haben, noch auf einen anderen zu hören. Offenbar hat er keine Angehörigen. Seinem Boss, dem Mechaniker, der ebenfalls an Sambas Kompetenzen zweifelt, ist er tief ergeben; denn kein Laut des Schreckens, der Klage, der Angst kommt von seinen trockenen Lippen, als er unter den freiliegenden Gedärmen der über ihm zusammen gesackten Last hervorkriecht, kein Wort sagt der Erleichterung, kein Wort der Entrüstung. Ein Aufatmen geht durch die Männer, jedoch keiner spricht mit ihm, klopft ihm tapfer auf die Schulter. Keiner fragt nach ihm. Keiner wartet auf ihn, nicht mal sein Boss, denn er ist immer da. Er röhrt sich nicht von der Stelle. Er isst nicht, schläft nicht. Sitzt neben dem Bus, bis in die Nacht hinein, neben ihm eine Flasche Wasser, auf die er deutet, nachdem wir ihn mit fünfhundert Oguya auf Nahrungssuche schicken. Er nickt stumm und dankend und bleibt sitzen. Sein Boss, der Mechaniker, ist nach Nouakhchott gefahren, um ein Teil zu holen, und er wartet. Wartet Löcher in die Zeit und den Sand. Er ist das Negativ der Andern. Er ist der Dünne, mehr Erscheinung als Mensch, was zum Job gehört. Und zum Job gehört, sein Leben zu riskieren in der Eigenschaft, dünn zu sein. Die Augen von einem Sehfehler verdreht, klopft er sich den Sand aus den Kleidern, steht binnen Sekunden wieder auf den wackligen Beinen, läuft einmal um den Bus, um das Gleichgewicht zurück zu gewinnen und setzt seine Arbeit fort. Zwar gesicherter, jedoch mit den gleichen halsbrecherischen Hebebühnen, die allesamt improvisiert sind aus den ausrangierten Getriebeteilen und dazu quer verlegten Holzscheiten, oder lose zusammengebackenen Ytonsteinen, die im Sand verrutschen und zerplatzen wie Kirschkerne aus der Frucht. Werden sie ungleichzeitig hochgebockt und eine Seite des Wagens auf einer rostigen Türunterseite aufgesetzt, wobei das Gewicht die Tür knarzend nach oben verschiebt, der Rost einbricht, und beinah nicht nur die Tür zusammenschiebt, sondern abermals den ganzen Bus diesmal auf die andere Seite

kippen lässt. Wir können nicht mehr zusehen. Le Meagre hat eine Quetschung erlitten. Am nächsten Tag verdreht er eigenartig die Hüfte, wartet, und schweigt.

Waly mittlerweile hat unseren Motor zum Laufen gebracht. Ich kann mich kaum satt hören an dem schnurrenden Geräusch, das immer noch etwas sandig und rauh tönt, aber es tönt gut. Ob der Sand in meinem Ohren steckt oder im Motor oder beides, wage ich nicht mehr zu unterscheiden. Immer wieder zieht er an der Zündvorrichtung um den Motor hoch zu drehen; kein Rückfeuern mehr, kein Stottern, kein Rauch. Die Freudentränen wären kaum zu bekämpfen, wären wir nicht bereits zu erschöpft, zu erschlagen für derartige menschliche Regungen. Wir zeigen Erleichterung. Waly zündet sich eine Zigarette an. Seinen Gesichtszügen sind deutlich Entspannung und Zufriedenheit zu entnehmen. Er lehnt sich in den Sitz zurück und beginnt zu erklären, was er von Europäern gelernt hat, dass der Kühler innen verrostet sei, und deshalb das Wasser nicht richtig ventilieren konnte. Das zweite Problem sei, dass er eine Mutter gefunden habe in der Zündkerzenkapsel, die da absolut nicht hingehöre. Wer immer sie dort hineingesetzt habe, sie habe zur Folge gehabt, dass die Zündfunken fehlschlagen und der Verteilerfinger immer wieder herausgehüpft sei. Hineingesetzt habe? Dem Wort nachlauschen kann es nur einer gewesen sein. Ohnehin müssten wir das Thermometer ausbauen, was alle Afrika Reisenden täten, die Temperatur steige zu hoch, aber: maniana, maniana. Heute nicht mehr. Auf Phil's Frage, was er denn vom grossen Samba halte, meint Waly nur, er sei gris-gris, wobei er den langen Daumen und den kleinen Finger weit von der wippenden Hand abspreizt und dabei grinsend die Unterlippe flach ans Kinn legt. Gris- Gris denke ich nachsinnend, das hat etwas zu tun mit einem kleinen Kästchen, in dem der Medizinmann Opferrequisiten aufbewahrt. Ohne mir die Details von Chimpansenpfoten und allerlei organischem Gedärn auszumalen, wird mir einiges klarer. Er wolle noch den Kühler ausbauen und morgen auseinander nehmen lassen.

Die nötige Preisverhandlung, die besser im Voraus als im Nachhinein getätigt werden sollte, verläuft im Sand. Er müsse den Kühler erst abliefern und reparieren, dann könne er Auskunft über die Kosten geben. Ich ahne ein nächstes Übel heraufbeschworen, das die jüngste Erinnerung an den Einbau des Motors weckt, jedoch bevor ich protestierend einschreiten kann, ist der Kühler bereits im pinkfarbenen Kofferraum von Waly's Ente verschwunden und dieser mit seinem Kollegen davon gedüst. Die Gewitterstimmung ist perfekt. Ein Problem scheint gelöst, nun haben wir ein anderes. Ein Mechaniker kommt, der andere geht. Das Lied hat einen endlosen Refrain.

Ich habe Milchreis gekocht mit Äpfeln, weil mein westlicher Verstand mir sagt, dass der nach viereinhalb Wochen Motorenvodoo glücklich macht. In der Nacht regnet es wieder. Wir machen es uns mit Harald gemütlich, der sich allmählich von dem Schock erholt, dass beinah ein Mechaniker unter seinem Bus umgekommen wäre, und sehr gesprächig wird. Er berichtet von seiner Liberianischen Frau, die drei Jahre während des Bürgerkrieges sich im Wald versteckt hat. Sie habe jetzt noch mit dem Trauma zu kämpfen, schlafe nachts mit Radio ein, um Geräusche des Waldes oder der Tiere zu überdämpfen. Ihm sei dabei einmal passiert, dass er früh morgens aufwachte und glaubte vom Radiowecker geweckt worden zu sein, mit dem er normalerweise seinen Arbeitstag beginnt und er sei aus dem Bett gesprungen unter die Dusche und habe sich eilig angekleidet. Aber er traue seiner Frau, die ihm schon mehrfach das Leben gerettet habe. Ich muss nicht lange bohren, als er mir die Geschichte mit dem Tschik erzählt, einer Art linsengrosser Parasit, der sich unter seinem Fussnagel eingefressen hatte, unsichtbar, schmerzlich, ein tödlicher Nagelgeist. Ich muss Dir den Nagel rausschneiden, sonst stirbst Du, habe seine Frau gesagt. Er, der grosses Vertrauen hat zu seiner Frau, beisst die Zähne zusammen, während sie mit einer Rasierklinge den Zehennagel entfernt und ein linsengrosses weisses Etwas auf den Tisch legt, das immer wieder wegflutscht, einfach nicht zu zerdrücken ist, auch nicht mit Löffeln. Sie machen ein Feuer, legen einen flachen Stein hinein, auf dem das Tschik erst nach einigen Minuten zerplatzt. Etwa ein Jahr später war der Nagel nachgewachsen. Das Vertrauen wurde erneut auf die Probe gestellt, nachdem Harald eines Tages in Togo auf einen Vodoo Markt ging, auf dem sie Körperteile von Menschen als Ritualopfer verkaufen. Seine Frau hätte ihn gewarnt, dort nicht hinzugehen, sie habe ihn mit allen Mitteln davon abhalten wollen, er sei aber trotzdem gegangen und habe ihren Rat nicht befolgt. Nun liessen die schrecklichen

Erinnerungen nicht mehr von ihm ab, hingen in seinen Träumen nach. Sie verkaufen Hände und Füsse und andere, potenzversprechende Gliedmassen, die in seinen Träumen über Jahre von der Decke baumelten. Auch einen menschlichen Schädel habe er gesehen. Die Kräfte seien ungeheuer. Wenn er schwer krank sei, und seine Frau empfehle ihm einen Vodooarzt, würde er blind vertrauen.

Ob es an der ersten Flasche Rotwein lag, die wir zusammen seit Monaten an diesem Abend geleert haben, oder daran, dass solche Erzählungen schlechte Träume nach sich ziehen, bin ich am nächsten Morgen mit verdrehtem Nacken und heissem Kopf aufgewacht, in den Ohren den Motorenzauber der Nachbarn, die startklar machen zum langen Trip durch Mauretanien und Mali, bis ans Ende der Sahara. Die Neuigkeit der Nacht und Ergebnis der langen Standzeit: Es raschelt im Schrank. Wir haben ein süßes Haustier, das sich alsbald zum Ruhe raubenden Dämon entwickelt: eine Maus, zwei Mäuse, vielleicht drei? Nachaktiv und rastlos an Papierrollen, Karton und Plastikgegenständen knabbernd, hat sie offensichtlich den richtigen Durchschlupf zum Brotspeicher gefunden, dabei einige Runden gedreht, und kaum einen Winkel ausgelassen. Den Salzspeicher hat sie auch schon entdeckt. Sie ist ein wahrer Höhenakrobant, und war bereits im Hängeschrank. Nichts ist vor ihr sicher. Mäusedreck überall, in Kümmelgrösse.

Zwinkernd traue ich meinen Augen nicht. Harald's Bus bewegt sich gerade zehn Meter von der Stelle und bleibt stehen. Das war wohl nichts. Erster und zweiter Gang funktionieren nicht. Die Reifen werden wieder abmontiert, und mit derselben ambulanten Absicherung der Stützen unter dem nachgiebigen Sand werden Getriebe und Antriebswelle wieder ausgebaut. Den rabenschwarzen Gesichtern des Dünnen und seiner Kollegen sind keine emotionalen Regungen zu entnehmen. Sie scheinen müde. Bereits fünf Tage bemühen sie sich um das Getriebe. Es ist nicht ihre Schuld, und sie wissen nicht, wo der Fehler liegt. Harald schlägt vor, die Antriebswellen auseinander zu nehmen. Tatsächlich, seine mechanischen Kenntnisse fördern die letzte Wahrheit zu Tage. Die nüchterne Befürchtung ist traurige Wirklichkeit. In die Gelenkköpfe der Antriebswellen haben Mechaniker in Dakhla anstelle der üblichen Wagenschmiere pfundweise teerartiges Silikon geschmiert, von dem zu erwarten ist, dass es in kürzester Zeit aushärtet, aber immer hin so lange braucht zu diesem Prozess, bis man die nächsten hundert Kilometer gefahren ist. Es ist zum Heulen. Das klebrige ölahnliche Zeugs erstickt jeglichen Verstand, haftet gut und macht die Umdrehungen geschmeidig, sodass man den Anschiss nicht bemerken soll. Wir sind fassungslos. Die Antriebswellen müssen neu besorgt werden in Nouadhibou, denn die sind nicht mehr zu gebrauchen. Doch die gibt es hier nicht. Mohammad, der Boss des Dünnen tritt die langwierige Reise nach Nouakhchott an, und von dort nach Dakar im Senegal. Der Dünne sitzt wie die Tage zuvor ergeben im Sand, die Wasserflasche neben sich gelehnt, und wartet, bis sein Meister zurückkehrt und ihn erlöst. Zwei weitere Tage gehen ins Land. Die Mulis blöken durch die Nacht, angebunden an Meister und Mehlsack. Am nächsten Morgen ist Lieferung auf dem Markt.

Am späteren Abend klopft es an unsere Tür, es ist bereits dunkel. Meister Mohammad ist freudestrahlend aus Dakar zurückgekehrt, und erkundigt sich nach Harald. Ich schicke ihn in die Küche des Campings, in der ich Harald vermute.

Bei uns ist die Stunde der Mäusejagd angebrochen. Es raschelt im Brotschrank, vor dem wir notgedrungen den Bleizusatz für den Motor geparkt haben. Wir röhren uns nicht von der Stelle, ich lege den Finger auf den Mund, pssst, da ist sie, und deute Phil auf die untere Tür zu seinen Füßen, während die andere Hand nach der Taschenlampe greift. Ich reisse die Tür auf; für Bruchteile von Sekunden Aug in Aug mit der Maus, für Bruchteile von Sekunden balanciert sie auf dem Gaskannistergeländer, starrt ins Licht, aus dem ich komme; die weit aufgerissenen feuchten Knopfaugen funkeln mich an, ihr Näschen rümpft sich dem eindringenden Geruch entgegen. Ihre Makellosigkeit, das glänzende, dunkle Fell, ihre Elastizität, ihre Ausdauer, die mit uns auf die Probe gestellt ist, springen mich an, wer zieht den Kürzeren? Ist sie stärker als ich? Ihre Waffen gegen meine Waffen, Schlauheit und Schnelligkeit gegen menschliche Logik? Antreten bitte! Das drohende

Gemetzel verspricht nicht gut auszugehen. Der Ring ist 2,20m x 5,70m, mit gesicherter Springhöhe für Mäuse bis zum Küchenschrank. Ich bin ihr so nahe mit dem Gesicht, dass ich mich bereits gebissen fühle und sie an meiner Nase zappeln sehe mit ihren flinken Beinchen und ihrem langen Schwanz, der mir sanft ans Ohr peitscht. Plötzlich macht sie einen Satz und ist auf und davon am Lichtkegel der Taschenlampe vorbei durch den Türschlitz, und in der Ritze unter dem Gascompartment verschwunden.

Unerlaubtes Verschwinden wird als Kriegserklärung geahndet! Gibt es noch mehr der süßen Ungeheuer, die sich mittlerweile in den Sahararhythmus des Campers eingeschaukelt haben? Ist sie multiplizierbar mit drei, gibt es vier mal vier Beinchen, die durch zwei Schränke und drei Truhen jagen und vier mal vier Zähnchen, die sich durch jede Öffnung beissen und wer weiss was noch anrichten können. Das Echo tönt aus allen Ecken. Sie fiepsen in der Nacht; was sich wie Schnupfen anhört oder eine Mäuseerkältung, ist vermutlich Kommunikation untereinander über den wunderbaren Brotspeicher, der sie die grässliche Knallerei unseres Motors vergessen lässt. Sie müssen ein wahres Trauma durchlitten haben. Sie räuspern sich, schaben und kratzen munter durch die Nacht und unseren Schlaf, als wäre nichts gewesen; das Mitleid ist auf der falschen Seite. Die Mäuse beweisen sich als reisefertig, durchgeschüttelt und silvesterfest. Sie sind knall erprobt und CO2 resistent; außerdem schätze ich sie wohlgenährt und kräftig. Unser Motorenvodoo hat offensichtlich keine abschreckende Wirkung gezeigt; nichts kann sie einschüchtern, vertreiben; nun steht uns das Mäusevoodoo bevor. Wir müssen sie so schnell wie möglich loswerden. Der Schaden ist weder einzugrenzen noch abzusehen.

In einer vorgetäuschten Killerlust werde ich kreativ. Ich habe eine Falle ausgeheckt. Ich plaziere einen Eimer der Länge nach in den Lieblingsschrank der Maus, in dem die klebrige Falle liegt; am Ende des langen Eimers klebt ein grosser Brotbrocken als Lockmittel, in der Hoffnung, dass sich die Geruchszonen durchmischen und der Duft des Brotbrockens dominiert. Phil hat das Zeugs chinesischer Herkunft auf dem Markt in Nouadhibou gekauft. Die Gebrauchsanleitung auf der Rückseite der Packung ist atemberaubend einfach: die beiden Papierteile auseinander ziehen und die klebrige Todesfalle über Nacht in der Mäuse Lieblingsschrank plazieren. Am nächsten Morgen Maus aus dem Papier entfernen und Vorgang wiederholen, wobei die chinesische Skizze eine Mauszange benutzt, die ebenfalls auf dem Markt erhältlich ist. Allerdings ähnelt dieses Todeswerkzeug eher einer Gabel. Ob es an Mangel an Begeisterung lag oder an meinem Unmut am Töten im Allgemeinen, der versprochene Erfolg hat sich in dieser Nacht nicht eingestellt.

Der Morgen nach dem ersten Tötungsversuch.

Ein junger circa sechzehn jähriger Mann mit schwarzem Turban und Kautabakstengel zwischen den Lippen liegt bereits unter dem Motor, noch ehe ich die Augen geöffnet habe. Am rechten Fuss trägt er einen Sportschuh von Niki, am linken eine Birkenstocksandale. Waly kauert im Motorraum und dirigiert seinen Gehilfen auf der anderen Seite, den rostgereinigten Kühler von unten zu verschrauben, während er gleichzeitig bemüht ist, mit einer Hand seinen Turban nicht in den Sand fallen zu lassen. Waly von innen, schraubt und dreht in einer mir nicht zugänglichen Tiefe des Motorraumes, bis er schliesslich den Anlasser betätigt. Der Motor startet, läuft einwandfrei, es ist nicht zu fassen. Nach einer kurzen Probefahrt, in der Wolfsschaf Ibrahim mit Philip Kühlmittel kaufen geht, eine Flüssigkeit im gleichen verdächtigen Lichtblau der Kaftane, bekommt Waly seine fünfundzwanzigtausend Oguya und zieht freudestrahlend von dannen. Wir tauschen noch das gesamte Wasser des Kühlers gegen das eisblaue Kühlerwasser aus den Plastikkanistern, unverdünnt, wie es auf der Rückseite angeraten wurde, und machen eine weitere Probefahrt in Richtung Bahnstation, an der heute mehr Ziegen warten als Menschen. Doch zu früh gefreut. Wir erreichen kaum die Gleise nach wenigen hundert Metern, als sich ein unüberhörbares Klappergeräusch bemerkbar macht. Wir werden nervös. Auch ist der Temperaturanzeige nicht eindeutig zu entnehmen, ob sie nun eingebaut oder bereits ausgebaut ist; der Pegelanzeiger klettert auf vierzig Grad und mehr. Phil schaut sich die Sache an und stellt fest, dass die Verankerungsschrauben des Kühlers nicht angezogen sondern nur lose hineingesteckt waren. Er ist in

rage; hätte er nicht das Geräusch wahrgenommen und wäre skeptisch geworden, der Kühler hätte sich beim nächsten abrupten Bremsen aus der Verankerung gezogen und wäre in weniger als hundert Metern in den Propeller des Motors gekippt. Alles andere erübrigt sich von selbst. Der Schaden wäre grösser denn je zuvor. Unsere Fassungslosigkeit kennt keinen Boden mehr und keine Gnade. Wir fahren zurück auf den Platz. Die Sache ist heiss. Phil wittert Schlimmstes, dass man uns erneut hereingelegt hat; ich male mir aus, dass sie uns den Kühler ausgetauscht haben gegen einen alten, bei dem die Temperaturanzeige nicht funktioniert, da sich die Nadel um keinen Zentimeter über den normalen Bereich bewegt. Der Paranoia ist Tür und Tor geöffnet. Unsere Nerven sind blank. Fest steht, keine der ortsansässigen Vodookünstler wird je wieder Hand an den Motor legen, so wahr uns Gott helfe. Phil schraubt den Kühler erst lose, um zu prüfen, ob das auch unser eigener ist, aber es sieht ganz danach aus, und montiert das Teil fest hinter der Motorhaube.

Eine weitere Probefahrt folgt, und immer noch haben wir ein eigenartiges Klappergeräusch im Ohr, nur rauer, unbestimmter, bis uns klar wird: unser Motor tönt nach einem hechelnden Volkswagen Motor, nicht nach dem vor sich hin schnurrenden Mercedes Benziner, dessen Geräusch ich im Schlaf vor mir her schnurren könnte. Wir besprechen dieses Problem mit Harald, der vom Fach ist. Ergebnis der langen Untersuchung: Philip nimmt den ganzen Motor wieder auseinander. Mit aller Vorsicht und Konzentration, die ihm in der Stunde der letzten Verzweiflung übrig geblieben ist, werden in der Verteilerdose die Unterbrecher Kontaktabstände neu gemessen, die Muttern der Zylinderköpfe neu angezogen Dank Harald, der das passende Werkzeug dafür mitgebracht hat, der Kompressionsdruck gemessen, als auch die Grundeinstellung des Zündzeitpunkts neu ausgerichtet. Die Ölhaendichtung habe ich in der Not noch schnell selbst hergestellt aus dem mitgebrachten Blei, das wir in Frankreich einmal der Absicherung des Batterieladegerätes wegen gekauft haben. Phil lobt meinen praktisch graphischen Verstand, der bei all dem mechanischen Vokabular von einem Schwindelanfall zum nächsten taumelt. Jeder kleinste Rest an Material liefert einen Beitrag zum Überleben, allein Allah kann Wunder bewirken; wie oft er durch wessen Hand davon Gebrauch macht, ist eine Frage der Mechaniker.

Die Tage des Bangens und der Ungewissheit ob eines glücklichen Ausgangs sind gegen Null geschrumpft. Die Testfahrt tags darauf lässt den letzten Zweifel versiegen; der Motor läuft einwandfrei. Ob er längerfristigen Schaden genommen hat, mag sich erst nach einigen tausend Kilometern herausstellen. Wir gewinnen zunehmend den Eindruck, dass man uns allmählich loswerden will. Selbst in Nouadhibou Stadt geht bereits die Kunde von unserem Problem; wohl der einzige Mercedes mit Benzimotor, ja ja, hier fahre man Dieselmotoren, wippt uns Wolfsschaf Ibrahim mit dem Finger an die Windschutzscheibe, sichtlich erfreut, dass die Kiste wieder läuft, da er nun entscheidend dazu beigetragen hat; umgeben von einem Heer an blauen Kaftangesichtern in bester Händlerlaune, die gerade ihre letzte Chance sehen, uns etwas zu verkaufen, allerdings nicht zum ersten Mal. Ibrahim signalisiert Philip, dass er persönlich Samba bezahlen wolle, und er solle ihm das Geld geben, immerhin habe Samba den Motor ausgebaut und das Problem entdeckt. Vor lauter Angst, von mir广播ed zu werden, was er eingangs triumphierend voller Stolz verkündete, er käme jetzt europaweit ins Fernsehen, will er also das Geld von Ibrahim erhalten. Der mächtigste Mann der schwarzen Garagen Nouadhibous fürchtet die Rache des Fernsehgottes, dessen Gunst er zornerfüllt verspielt zu haben glaubt. Als ich zur Toilette gehe an diesem Mittag, finde ich ein kleines blauweiss gestreiftes Kästchen auf dem Fenster stehen, das in unsere Richtung offen steht, oberhalb der Wasserspülung. Ich blicke gebannt auf das kleine Kästchen, nehme es in die Hand. Die Mittagsonne fällt auf meine Hände und direkt in den geöffneten, wackeligen Deckel, der mit kleinen Zeichen bekritzelt ist und aus dem purpurne, schmierige Stofffetzen ragen, auf ein zehengrosses verkohltes Stück Holz, oder eine holzartig verkohlte Zehe?, rissig und dunkel, einen trockenen Mumiengeruch absorbierend. Mit weit aufgerissenen Augen, das dumpfe Schicksal ahnend in Sekundenbruchteilen, kann ich im Nachhinein nicht entscheiden, ob jener Geruch meiner Wahrnehmung entströmt ist, oder aber tatsächlich dem Kästchen. Der Reflex meines Zeigefingers, der eilig den Deckel zuklappte, war schneller, als mein analytischer Verstand gebraucht hätte, diese Frage zu klären. Mit einem

nachdrücklichen Ruck postiere ich das Kästchen zurück in den Tabernakel der Fensterablage wie einen Kelch nach der Kommunion, und verfehle dabei die flache, rutschige Ablage um wenige Zentimeter, sodass das Kästchen auf den Boden schmettert mit dem gleichen Getöse, wie es mir noch von dem Rückfeuer unseres Motors im Ohr liegt. Dabei rollt die schwarze Zehe direkt ins schwarze Loch der Toilette, wo sie plumpsend und blubsend verschwindet. Die schwarze Messe ist vorbei, aufgelöst in Schall und Rauch.

Mein Pulsschlag erhöht sich, nachdem ich langsam beginne, wieder normal zu atmen. Meinen Händen ist die sandige Trockenheit gewichen; sie müssen etwas berührt haben, dass das organische Leben auf unfreiwillige Weise verlassen hat; ein bebender Hauch glüht in meinen Fingerspitzen, als ich zurück laufe zu Phil und den anderen, die immer noch um unseren Camper herum stehen und mit wohlwollenden Vokabeln alle Mechaniker von Nouadhibou loben angesichts der Verhältnisse und der schwierigen Umstände, ein halbes Jahr nach dem Regierungsputsch, bekräftigend unter ewigem Lächeln, dass das alles No Problem sei.

Unserem Freund Harald sind mittlerweile die Antriebswellen für seinen Bus geliefert worden. Der Einbau zum Glück verläuft ohne weitere Komplikationen; auch er kommt freudestrahlend von seiner Testfahrt zurück. Seine Frau habe er schon angerufen und ihr berichtet, dass alles in Ordnung sei und er nun die Weiterreise antreten könne. Über Nacht bestätigt sich, auch das Mäusevoodoo hat sich verflüchtigt. Die reisefreudigen Mäuse haben das Weite gesucht; seit drei Tagen schlafen wir in raschelfreier Zone. Morgen, wenn die Nacht uns neue Kraft schenkt und der Ruf der Weite den müden Geist besiegt hat, wollen wir gemeinsam weiter ziehen gen Ende der Sahara Occidental und der Grenze zu Mali, in Richtung Sierra Leone.